

Ein Bauer, ein Gouverneur und ein Pflug: Entwicklungsdiskurs und Kolonialliteratur im Frankreich der 1930er Jahre

Martina Kopf

Abstract

1931 und 1935 erschienen mit *Les Paysans noirs* (Die schwarzen Bauern) und *Terre noire* (Schwarze Erde) in Frankreich zwei Romane, die sich jeweils mit der Transformation ländlicher Gemeinschaften in Westafrika durch die Einführung europäischer Technologie zugunsten einer Steigerung der lokalen Produktion beschäftigen. Die Autoren, Robert Delavignette und Oswald Durand, waren als Angehörige der Kolonialverwaltung in die Umsetzung dieser Maßnahmen ländlicher Entwicklung involviert, denen sie literarisch ein Denkmal schufen.

In diesem Artikel untersuche ich Querverbindungen zwischen kultureller Produktion, kolonialer Propaganda und Politik sowie dem sich in der Zwischenkriegszeit in Europa formierenden Diskurs über die Entwicklung Afrikas. Sie bildeten den Kontext für die Entstehung und den damaligen Erfolg der beiden Romane. Der erste Abschnitt widmet sich der Gesellschaft für Kolonialautoren in Paris, die als Interessensverband diese Querverbindungen diskursiv und institutionell herstellte. In einer öffentlich geführten Debatte „erfanden“ und konstituierten ihre VertreterInnen „Kolonialliteratur“ als eigenes Genre, das die französische Öffentlichkeit über Modernisierungsprozesse in den Kolonien informieren sollte. Die von Kolonialminister Albert Sarraut formulierte Politik der „mise en valeur“ der französischen Kolonien fand – so mein Argument – ihre Entsprechung in einer Veränderung der Erzählkultur über Afrika.

Wie diese Erzählkultur in ihrem Anspruch, das moderne Afrika zu repräsentieren, Entwicklungsdenken und koloniale Interessen verhandelte, analysiere ich beispielhaft an *Terre noire* (1935), Durands Erzählung über die Einführung des Pflugs in Guinea. Ich interpretiere den Roman als eine koloniale Version eines „Hilfe zur Selbsthilfe“-Narrativs, wie es später in Entwicklungszusammenhängen populär wurde. Zugleich ist er paradigmatisch dafür, wie der Diskurs über Entwicklung durch technologischen Fortschritt – repräsentiert durch den Pflug – den Diskurs über die „mission civilisatrice“ und die damit verbundenen Werte der französischen Revolution in seiner legitimierenden Funktion einverleibt und beerbt. Indem ich *Terre noire* den vier Jahre zuvor veröffentlichten Roman *Les paysans noirs* gegenüber stelle, mache ich deutlich, dass Durands sich als „fortschrittlich“ gebende Erzählung tatsächlich einen Rückschritt gegenüber zeitgenössischen Positionen im Diskurs über koloniale Entwicklung darstellte.

Einleitung

1931 und 1935 erschienen in Frankreich zwei Romane, die sich in ähnlicher Weise mit ländlicher Entwicklung in Westafrika befassen, *Les paysans noirs* (1931) von Robert Delavignette und *Terre noire* (1935) von Oswald Durand, wörtlich übersetzt „Die schwarzen Bauern“ und „Schwarze Erde.“ Die Autoren hatten beide in der Kolonialverwaltung Französisch Westafrikas (A.O.F.) Karriere gemacht. Beide Romane wurden mit dem *Grand Prix de Littérature Coloniale* ausgezeichnet, erreichten ein breites Publikum und wurden bis Mitte der 1940er-Jahre mehrere Male neu aufgelegt.⁸ Die Romane sind charakteristisch für eine sich in dem Zeitraum verändernde Erzählkultur im europäischen Schreiben über Afrika, weg von Exotik und Abenteuer hin zu – scheinbar – „realistischen“ und informativen Darstellungen, wie sie von Apologeten und Vertretern französischer Kolonialliteratur in einer breit geführten öffentlichen Debatte propagiert und gefördert wurde (vgl. Moura 1999). Die Geschichten, die die Romane erzählen, geben Zeugnis von einem zu jener Zeit unter Kolonialpolitikern und -verwaltern in Westafrika erwachenden Interesse an lokalen Bauern als potenziellen Produzenten für den französischen Markt. Der Kontext dafür war die mit den 1920er-Jahren einsetzende Politik, die Produktivität lokaler Produzenten zu steigern und sie für den Anbau von Cash Crops einzusetzen. In der Praxis ging dies mit einer Reihe von Zwangsmaßnahmen einher (siehe Conklin 1997: 212-245).

In diesem Artikel befaße ich mich vor allem mit Oswald Durands Roman *Terre noire*, einer literarischen Version der von Gouverneur Jean Louis George Poiret in Guinea verfolgten Politik, Landwirtschaft und Gesellschaft in der Region Fouta Djallon durch die Einführung des Ochsenpflugs zu transformieren. Ich lese den Roman als eine koloniale Version eines

⁸ Die Ausgabe von *Terre noire* aus dem Jahr 1945, die für diesen Artikel verwendet wurde, gibt im Impressum an, die zwanzigste Auflage zu sein. *Les paysans noirs* kam 1949 unter der Regie von Georges Régnier als Film heraus, wird in Banfora in Burkina Faso bis in die Gegenwart in einer dramatisierten Version aufgeführt (s. Dacher 2003), und wurde 2011 von dem Romanisten János Riesz, Experte für frankophone afrikanische Literaturen und französische Literatur aus dem kolonialen Afrika, in einer kritischen Edition neu verlegt.

Entwicklungsnarrativs, wie es in Entwicklungszusammenhängen später als „Hilfe zur Selbsthilfe“ populär wurde (vgl. Büschel 2014). Am Beispiel des Romans werde ich nachvollziehen, wie literarische Fiktion, Kolonialpropaganda und der sich neu formierende Diskurs von Entwicklung ineinander griffen. Was mich dabei vor allem beschäftigt, ist die Art und Weise, wie dieses Entwicklungsnarrativ so widersprüchliche Inhalte wie politische Emanzipation und technologischen Fortschritt mit kolonialer Herrschaft zu einer in sich schlüssigen Erzählung verknüpft. Wie hat der Autor die Widersprüche zwischen kolonialer Ideologie und kolonialer Realität narrativ bewerkstelligt? In einem kurzen Vergleich stelle ich Durands Roman *Delavignettes* Roman gegenüber, mit dem ich mich an anderer Stelle ausführlicher beschäftigt habe (Kopf 2014). Obwohl beide Autoren mit ähnlichem Material und ähnlichen erzählerischen Elementen arbeiten und – an der Oberfläche – nahezu idente Geschichten erzählen, gehen ihre fiktionalen Bearbeitungen mit den genannten Widersprüchen sehr unterschiedlich um.

Ich situiere die beiden Erzählungen in den von Autoren und Publizisten im Frankreich der Zwischenkriegszeit unternommenen Bemühungen, Kolonialliteratur als Genre zu fördern und zu institutionalisieren. Mit der *Société des écrivains coloniaux*, der Gesellschaft von Kolonialautoren, gründeten sie 1926 einen eigenen Interessensverband, der sich explizit dafür einsetzte, die Popularität des Romans als Vehikel für koloniale Propaganda zu nutzen, wobei „Propaganda“ in der damaligen Terminologie eher dem heutigen Begriff *public relations* entspricht. Die Gesellschaft unterstützte die von Kolonialminister Albert Sarraut formulierte Doktrin der *mise en valeur* – wörtlich „In-Wert-Setzung“ – der französischen Kolonien (1921), die in Frankreich den Übergang zum Entwicklungskolonialismus signalisierte (siehe Hodge/Hödl 2014: 7ff.). Diese Überschneidung von literarischem Engagement mit kolonialer Propaganda und einem Interesse an kolonialer Entwicklung, wie es sich in Publikationen des Schriftstellerverbands und in der von Sarraut verfolgten Förderpolitik äußerte, ist Gegenstand des ersten Abschnitts dieses Artikels.

Kolonialliteratur zwischen Fakt und Fiktion

Koloniale SchriftstellerInnen Frankreichs und der von ihnen initiierte Diskurs über Kolonialliteratur sind ein in der französischen und frankophonen Literaturwissenschaft seit den 1960er Jahren ausführlich und eingehend bearbeitetes Thema (Fanoudh-Siefer 1968, Steins 1972, Durand 1999, Weber 2005, Riesz 2007), wobei Bezüge zu Diskursen über Entwicklung in Afrika bisher kaum wahrgenommen wurden. Eine Ausnahme sind die Arbeiten von Bernard Mouralis (1984, 1999), der mit *L'Écriture, le Réel et l'Action* (1999) eine Analyse dieser Überschneidung vornimmt.

Ich befaße mich hier mit der Funktion der Gesellschaft von Kolonialautoren als einer Organisation an der Schnittstelle von Literatur, Kolonialpropaganda und kolonialer Entwicklungspolitik. Grundlage dafür bildet vor allem eine Untersuchung des Magazins *La vie*, Sprachrohr der Gesellschaft, sowie von Pressebeiträgen und Publikationen, die im Umfeld des Schriftstellerverbands entstanden sind. Das Magazin erschien von 1911 bis 1942 unter dem Namen *La vie*, stellte während des Kriegs die Produktion ein, erschien von 1946 bis 1948 unter dem Titel *Encyclopédie de la France et d'Outre-mer* und von 1949 bis 1953 als *La Vie de la France et de l'Union française*. 1921 initiierte der damalige Kolonialminister Albert Sarraut einen Preis speziell für Kolonialliteratur, der von da an jährlich von einer Jury vergeben werden sollte. In der ersten Jury fanden sich unter anderen der Schriftsteller Pierre Mille, Diplomat und Autor der satirischen Barnavaux-Romane, der einer neuen Generation von Kolonialautoren als Vorbild diente, welche sich vom „Exotismus eines Pierre Loti“ – einem zur Jahrhundertwende äußerst populären Romanautor – zu distanzieren suchte (vgl. Moura 1999); sowie Marius-Ary Leblond – ein Pseudonym für die Cousins George Athénas und Aimé Merlo – die das von ihnen herausgegebene Magazin *La vie* als Forum für die Aktivitäten und Debatten von Kolonialautoren – und zu einem geringen Anteil -autorinnen – öffneten. 1926 gründeten Pierre Mille, Marius-Ary Leblond und andere die *Société des Écrivains Coloniaux* (Gesellschaft von Kolonialautoren), die einen Preis für Kolonialliteratur

vergab und die Jurys organisierte⁹. Die Gesellschaft agierte als Förder- und Lobbyorganisation, die es als ihre Hauptaufgabe ansah, "Kolonialliteratur" als eigenes Genre (neu) zu bestimmen, zu fördern und Kriterien für deren kritische Rezeption zu schaffen. Viele Mitglieder der Gesellschaft sowie die von ihr geförderten Autoren hatten Führungspositionen in anderen Bereichen und Organisationen kolonialer Politik und Kultur inne. So wurde Mille 1934 Präsident der *Académie des Sciences Coloniales*. Robert Delavignette leitete die *École Coloniale*, die zentrale Bildungsinstitution für angehende Kolonialbeamte, Ary Leblond war Kurator des *Musée de la France d'Outre-Mer* und leitete dessen historische-Abteilung. Henri Gourdon – gleichfalls ein Mitglied der Jury – war leitend in der Verwaltung des Bildungswesens in Indochina tätig, bevor er 1933 Direktor der *École Coloniale* wurde.

Die Gesellschaft verfolgte ein doppeltes Ziel: Zum einen war es ihr ein Anliegen, französische Autoren und Autorinnen aus und in den Kolonien zu fördern, ihnen in den literarischen Netzwerken, Medien und Verlagen der Metropole Anerkennung zu verschaffen. Häufig waren dies „Rückkehrer“, die – wie Delavignette und Durand – über Jahre in der Kolonialverwaltung tätig gewesen waren. Ihre Erfahrung und ihre Erzählungen sollten in der literarischen Landschaft der Metropole ankommen und so einen Weg zu einem größeren Publikum finden. Zum anderen waren ihre Akteure überzeugte und engagierte Kolonialisten – ein Begriff, den sie frei von pejorativem Gehalt als Selbstbezeichnung nutzten –, die die französische Öffentlichkeit für das koloniale Projekt interessieren und gewinnen wollten. Literatur galt ihnen als das perfekte Medium dafür. Das Wochenmagazin *Monde Colonial Illustré*, ein populäres, großformatiges Printmedium, veröffentlichte aus Anlass der Gründung der Gesellschaft einen ganzseitigen Beitrag. In dieser programmatischen Erklärung umreißen die Autoren Leblond die zweifache Intention des Schriftstellerverbandes:

⁹ Der Preis war ein Vorläufer des *Prix de Littérature de l'Afrique Noire*, der seit 1960 von ADELFF, der *Association des Écrivains de Langue Française*, vergeben wird.

“Sein Ziel ist nicht nur, Kolonialliteratur zu verbreiten und die Interessen seiner Mitglieder zu vertreten, sondern darüber hinaus, Propaganda für die Schönheiten und Reichtümer unserer Kolonien zu betreiben.” (Leblond 1926a: 95)¹⁰

Um dieses Ziel zu erreichen und eine “interkoloniale Solidarität” (Leblond 1926a: 95) zu schaffen, schlagen die Autoren vor, den Austausch zwischen Schriftstellern einerseits und Wirtschaftstreibenden, Banken, Ingenieuren und Industriellen andererseits zu intensivieren. Kolonialschriftsteller, so die Leblonds, sollten sich für Wirtschaft interessieren und der Öffentlichkeit Wissen darüber vermitteln, anstatt weiterhin Romanzen und Abenteuerromane zu schreiben. Die Verbandsgründer springen damit auf den Zug, den Kolonialminister Sarraut mit der Veröffentlichung seiner Doktrin *La mise en valeur des colonies françaises* (1923) in Gang gesetzt hatte. Die *mise en valeur* – wörtlich die „Inwertsetzung“ der Kolonien durch Maßnahmen wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung – ist ein Thema, das in der französischen Kolonialpresse der 1920er-Jahre bis Mitte der 1930er Jahre breit rezipiert und debattiert wird und – zumindest verbal – viele Anhänger findet. So auch die Leblonds, die ihre Auffassung von Kolonialliteratur direkt mit der von Sarraut propagierten kolonialen Entwicklungspolitik in Verbindung bringen.

“Die Kolonialliteratur ist in der Lage, im weiten und konfusen Aktivitäts- und Spekulationsrausch, den Sarrauts Meisterplan zur Umsetzung unseres Weltterritoriums hervorgerrufen hat, Ordnung zu schaffen und ihn mit Leitideen zu versehen. Selbst–die malerischen Beschreibungen eines von unserem Sudan begeisterten Paul Adam sollen dazu beitragen, in Europa die ökonomische Wertschätzung unserer Baumwoll- und Ölgebiete zu heben.” (Leblond 1926a: 95)¹¹

¹⁰ “Son but est non seulement la diffusion de la littérature coloniale et la défense des intérêts solidaires de ses membres, mais encore la propagande en faveur des beautés et des richesses de nos Colonies.”

¹¹ “La littérature coloniale est à même de mettre de l’ordre et de suggérer des idées

Die Art und Weise, wie Marius und Ary Leblond die Funktion und Bedeutung von Literatur für die koloniale Ökonomie bestimmen, ist erstaunlich offen in ihrer Darstellung der Überschneidung und wechselseitigen Unterstützung von kultureller Repräsentation und kolonialer Praxis. Ungefähr 60 Jahre später sollten sich postkoloniale TheoretikerInnen daran machen, diese Überschneidung „aufzudecken“ und zu analysieren. Seit der Veröffentlichung von Edward Saids *Orientalism* und den dadurch ausgelösten Debatten wurde viel an Forschungsarbeit, Analyse und argumentativer Energie darauf verwendet, Wissen, Bewusstsein und Begriffe dafür zu schaffen, was Gayatri Spivak mit Bezug auf den britischen Imperialismus wie folgt postulierte:

“It should not be possible to read nineteenth-century British literature without remembering that imperialism, understood as England’s social mission, was a crucial part of the cultural representation of England to the English. The role of literature in the production of cultural representation should not be ignored. These two obvious ‘facts’ continue to be disregarded in the reading of nineteenth-century British literature. This itself attests to the continuing success of the imperialist project, displaced and dispersed into more modern forms.” (Spivak 1986: 262)

In der Erklärung der Leblonds zu Kolonialliteratur erscheint diese Verknüpfung von Literatur, Imperialismus und kultureller Repräsentation nicht als eine versteckte oder unbewusste Struktur, die es durch (postkoloniale) Analyse zu entziffern gilt. Im Gegenteil, literarische Sprache und Imagination fungieren – idealerweise – als „Partner“ kolonialer Ökonomie bzw. ist es dieses dialogische Verhältnis, das sich die Leblonds für Werke aus und über die Kolonien wünschen. Im selben Zuge definieren sie das intendierte Publikum als europäisch. Kolonialliteratur – wie sie von

directrices dans le vaste et confus mouvement d’activité et de spéculation qu’a suscité le grand plan de Sarraut pour la mise en œuvre de notre domaine mondial. Même les descriptions pittoresques d’un Paul Adam émerveillé par notre Soudan doivent contribuer à relever en Europe l’estimation économique de nos terres à coton et à huile.”

ihren Apologeten im Frankreich der 1920er-Jahre definiert wurde, war Literatur, die Europäer für Europäer – Männer und Frauen – schrieb.

Die Gesellschaft von Kolonialautoren unterstrich ihre Absicht, Literatur als Instrument kolonialer Propaganda zu fördern und zu institutionalisieren und sie in ihrem Wirkungsbereich als gleichberechtigt neben kolonialer Wirtschaft und Politik wahrzunehmen zusätzlich dadurch, dass sie den *Grand Prix* 1926 an Roland Lebel's Dissertation *L'Afrique occidentale dans la littérature française (depuis 1870)* (1925) vergab. Diese Wahl war insofern ungewöhnlich, als der Preis ausschließlich für literarische Werke vorgesehen war. Lebel's systematische Untersuchung, gefolgt von seinem späteren Hauptwerk *L'Histoire de la littérature coloniale* (1931), legte den Grundstein für die akademische Anerkennung von „Kolonialliteratur“ als eigener Kategorie und eigenem Untersuchungsgegenstand. Neben Lebel's Arbeiten trugen in dem Zeitraum eine Reihe von Buchpublikationen und Zeitschriftenbeiträgen zur Debatte bei (z.B. Leblond 1926b; Pujarniscle 1931). So „erfanden“ Schriftsteller und Publizisten – viele davon in der Gesellschaft organisiert – „Kolonialliteratur“ als eine spezifische Kategorie mit eigenen Regeln und Interessen, die sie wesentlich dadurch definierten, dass sie sie vom Exotismus „früherer“ Literatur über die Kolonien abgrenzten (vgl. Moura 1999). Eine seit Sarraut neu formulierte koloniale Politik der „Entwicklung“ Afrikas fand so ihre narrative und imaginäre Entsprechung in der Hinwendung zu „Authentizität“ und Realismus in der literarischen Repräsentation. Das heißt weder, dass Kolonialautoren diesem Anspruch Genüge taten, noch dass romantisierende und exotisierende Darstellungen aus der Literatur verschwanden. Was sich im französischen Diskurs über Kolonialliteratur aber zeigt, ist ein artikuliertes Interesse daran, Modernisierungs- und Transformationsprozesse in Afrika darzustellen und zu vermitteln. Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch für die anglophone Literatur über Afrika in diesem Zeitraum feststellen (vgl. Kopf 2014). Die bis heute populäre britische Siedlerautorin Elspeth Huxley sollte dies in der Einleitung zu *The Sorcerer's Apprentice*, einer Sammlung von Reisereportagen aus Ostafrika, einige Jahre später folgendermaßen griffig formulieren:

“There are still wild places to be found in Africa, lonely deserts, empty forests, hunted game and primitive tribes; they still beguile and satisfy, but they are vanishing, and it is not of them that I have tried to write. They belong to the old Africa, and I looked for the new; eschewing lions, I talked with clerks – less splendid, but more potent in this turbulent and groping age which is rolling over Africa. The reader in search of jungle-noises must go elsewhere; this is a book about the beaten track.” (Huxley 1949: xviii)

In der in Frankreich publizistisch lebhaft geführten Debatte ging es jedoch nicht nur um Inhalte, sondern auch um das Recht und die Autorität, die Kolonien in Europa medial zu repräsentieren. Tatsächlich fungierte die so vehement eingeforderte Realitätstreue als ein Instrument, mittels dessen sich Angehörige kolonialer Institutionen Autorität gegenüber LiteratInnen, JournalistInnen und Intellektuellen der Metropole zu verschaffen suchten. Diese Interessen – Anspruch auf literarische Qualität auf der einen Seite, Unterstützung der „eigenen“ Leute aus dem Umfeld kolonialer Institutionen auf der anderen – gerieten auch in Widerspruch, wie sich in der Jury-Diskussion zur Preisvergabe 1932 offenbart, in der Robert Delavignettes Roman *Les paysans noirs* zur engeren Auswahl neben der Reisereportage *Courrier d’Afrique* von Maurice Martin du Gard stand.

„Alle [Mitglieder] fanden in jedem der beiden Autoren großes Talent. Jedoch taten einige den ersteren [Martin du Gard] als ‚den großen Touristen‘ ab, als den brillanten Pariser Schriftsteller, der einen Winter lang Dakar-Tombouctou-Conakry gemacht und davon einen sehr wachen, geistreichen Reisebericht mitgebracht hat, frei nach der Tradition eines André Gide und eines Paul Morand; Dalavignette [sic!] hingegen, so wurde gesagt, ist ein Berufskolonialer, der viele Jahre im Herzen der afrikanischen Scholle gelebt hat. Er ist nicht nur ins Innere der Sitten, sondern auch in den Charakter der Schwarzen vorgedrungen, er liebt sie,

und er bringt ‚das Land in seiner Tiefe‘ zum Ausdruck.“ (Leblond 1932: 175)¹²

Faktenorientiertheit und Authentizität fungierten also im Diskurs über Kolonialliteratur nicht nur als Kriterien der kritischen Rezeption von Afrikaromanen, sondern als Kategorien, mittels derer sich europäische PublizistInnen als „AfrikaexpertInnen“ – um in heutiger Terminologie zu sprechen – generierten, die ihre Kompetenz damit legitimierten, dass sie entweder in den Kolonien geboren oder aufgewachsen waren oder aufgrund ihrer Tätigkeit in Kolonialverwaltung, Mission oder privaten Unternehmen längere Zeit in Afrika gelebt hatten (vgl. Lebel 1931: 85). Die unausgesprochenen Fragen, die dabei immanent verhandelt wurden, waren: Wer hat das Recht zu repräsentieren? Wessen Stimme hat Gewicht? Haben LiteratInnen und JournalistInnen aus der Metropole, die nicht in das koloniale Projekt involviert sind, ein Recht, Afrika in der europäischen Öffentlichkeit medial zu repräsentieren? Die Auseinandersetzung darüber begleitete die Jury-Sitzungen des Schriftstellerverbandes, wie die Autoren Leblond in ihrem Bericht 1932 darstellen:

„Müssen wir es wirklich ausschließlich den alten Kolonialen – lokal bedeutend, aber ohne Autorität in Frankreich – vorbehalten, die großen kolonialen Fragen und die koloniale Sache zu vertreten und zu veranschaulichen; oder sollten wir jene [...] anerkennen und ermutigen, die sich die Mühe machen, diese Fragen und diese Sache mehrere Monate vor Ort zu untersuchen?“ (Leblond 1932: 175)¹³

¹² “Tous ont trouvé à chacun de ces auteurs un grand talent. Mais le premier [Martin du Gard] était écarté par plusieurs comme ‘le grand touriste’, le brillant écrivain parisien qui est allé faire une saison d’hiver à Dakar-Tombouctou-Conakry et en a rapporté, selon la libre tradition d’André Gide et de Paul Morand, un très alerte et spirituel récit de voyage; Dalavignette [sic !], lui, disait-on, est le colonial de profession qui a résidé de nombreuses années au cœur de la glèbe africaine, a pénétré non seulement dans l’intimité des mœurs mais dans le caractère des Noirs, les aime, et exprime ‘le fond d’un pays’.”

¹³ “Vraiment, doit-on réserver la défense et l’illustration des grandes questions coloniales, de la cause coloniale, de la littérature coloniale, exclusivement à de vieux coloniaux,

Was sich in dieser Debatte abzeichnet, ist ein Ringen um diskursive Macht nach einem ähnlichen Muster, wie es Adam Ashforth in seiner diskursanalytischen Studie über die Berichte von Untersuchungskommissionen zur „native question“ im Südafrika des beginnenden 20. Jahrhunderts herausarbeitet (1990: 22-68). Ashforth argumentiert, dass über die Auseinandersetzungen zur „native question“ hinweg zwischen staatlichen Institutionen und Mission die Macht verhandelt wurde, wer die „natives“ – die in den Kommissionen selbst nicht vertreten waren – diskursiv repräsentieren dürfe. Ähnlich interpretiere ich den Diskurs über Kolonialliteratur im Frankreich der Zwischenkriegszeit sowie das Bestreben der französischen Gesellschaft von Kolonialautoren, Kolonialliteratur zu den von ihr formulierten Bedingungen zu institutionalisieren, als eine Auseinandersetzung um die diskursive Macht, Afrika und die „Afrikaner“ – die in diesem Zeitraum kaum Chancen hatten, selbst in europäischen Medien und Verlagen zu veröffentlichen – in Europa medial zu repräsentieren. Afrikanische Publizisten und Intellektuelle hatten in diesem Zeitraum kaum Chancen, selbst in europäischen Medien und Verlagen zu veröffentlichen, obwohl sie in frankophonen Medien in den Kolonien durchaus präsent waren (siehe Lüsebrink 2003). Nur einmal, 1939, wurde der Preis für Kolonialliteratur mit Paul Hazoumé aus dem heutigen Benin an einen afrikanischen Autor vergeben.

Eine fiktionale *mise en valeur* von afrikanischem Land

1936 zeichnete die Gesellschaft von Kolonialautoren Oswald Durands *Terre noire* mit dem Preis für Kolonialliteratur aus. Der Roman wurde in Frankreich erfolgreich als eine glaubwürdige Darstellung westafrikanischer ländlicher Kultur beworben und rezipiert, wie es André Demaison im

valeurs locales sans autorité en France; ou faut-il féliciter et encourager [...] ceux qui prennent la peine d'aller étudier plusieurs mois sur place ces questions et cette cause?"

Vorwort zur Ausgabe von 1945 zum Ausdruck bringt, oder, pointierter noch, Martial Doze in einer ausführlichen Rezension:

„Afrikas Bauern leben, denken und sprechen in diesem Roman. Ganz und gar nicht als undeutliche Silhouetten, steif wie die mit den Kodaks der Touristen heimlich aufgenommenen Porträts, sondern als Menschen aus Fleisch und Blut.“ (Doze 1935: 172)¹⁴

Die Hauptfigur in *Terre noire* ist Téné Kamara, ein ehemaliger Leibeigener, Sohn aus der Verbindung eines Angehörigen der Fulbe-Elite mit einer Malinké-Sklavin, der nach dem Tod seines Vaters den Status eines freien Mannes erhält. Handlungsort ist Oré-Djima, eine Siedlung im Fouta Djallon im Bezirk Pita während der späten 1920er- und frühen 1930er-Jahre. Die Romanhandlung erstreckt sich über einen Zeitraum von etwa sechs Jahren, beginnend mit der zweiten Anbausaison, in der Téné sein Feld mit einem Ochsenpflug bestellt. In Rückblenden entrollt sich die Vorgeschichte. Téné hatte als Kind die „Schule der Weißen“ besucht, sich danach erfolgreich auf eine Ausschreibung des Gouverneurs beworben und war als Landwirtschaftslehrling nach Frankreich geschickt worden. Er verbringt ein Jahr auf einem Bauernhof im Périgord, lernt mit dem Ochsenpflug umzugehen und Rinder als Arbeitstiere einzusetzen – Methoden, die ihm bis dahin unbekannt waren. Darüber hinaus erfährt er durch seinen Lehrmeister mit dem symbolträchtigen Namen „François“ bäuerlichen Stolz, Standesbewusstsein und eine Verbundenheit mit der „Scholle“ – Gefühle, die ihm als Angehörigem eines unfreien Standes fremd gewesen waren.

Nach seiner Rückkehr nach Guinea erhält Téné von der Kolonialregierung ein Joch, einen Pflug und ein Ochsesgespann. In Oré-Djima beginnt er, mit der neuen Technik zu arbeiten und wirbt leidenschaftlich für den Pflug als Mittel der Befreiung, mit dessen Hilfe die Leibeigenen die feudale

¹⁴ „Des paysans d’Afrique vivent, pensent, parlent dans le roman. Non point des silhouettes incertaines, figées comme ces portraits furtivement cueillis par les kodaks des touristes, mais des hommes de chair et de sang.“

Unterdrückung beenden könnten. Mehr und mehr folgen seinem Beispiel. Die Fulbe-Älteren – repräsentiert durch Tierno Diallo, den „Chef“ des Dorfes, und den korrupten Alfa Madiou – beobachten seine Bestrebungen mit wachsendem Misstrauen und Feindseligkeit. Die Handlung eskaliert in einer archaisch anmutenden Serie von Gewalt und Gegengewalt. Ténés Tochter fällt einem Giftanschlag zum Opfer, in einem Rachefeldzug töten die Bauern die Auftraggeber für den Mord. Einzig Tierno Diallo, der zum selben Clan wie Ténés Vater gehört, überlebt, und schließt, verängstigt und machtlos, mit den jungen Reformern Frieden. Der Roman endet, wie er begonnen hat, auf dem Feld mit einer neuen Anbausaison. Statt eines einsamen Ochsespanns sind es nun 50 Bauern, die geführt von Téné mit ihren Gespannen pflügen.

Mit Téné schafft der Autor Durand eine Reflektorfigur, durch die die LeserInnen die Handlung wahrnehmen und erleben. Personale Erzählsituationen, in denen der Erzähler Ténés Perspektive einnimmt, wechseln mit auktorialer Erzählung. Häufige direkte Rede, zahlreiche Dialoge und Wortwechsel, in die mehr als zwei Sprecher involviert sind, sowie zahlreiche Sprichwörter und Redewendungen geben dem Text einen stark mündlichen Charakter. Durch den großzügigen Einsatz metaphorischer Sprache und ethnographischer Schilderungen führt der Autor sowohl narrativ als auch inhaltlich sein lokales Wissen vor, bzw. ist der Roman eine literarische „In-Wert-Setzung“ seiner zuvor veröffentlichten ethnologischen Studien über den Fouta Djallon (Durand 1929; 1932). Mit diesen stilistischen Mitteln vermittelt der Autor den Eindruck, seine Geschichte sei aus dem Inneren einer Dorfgemeinschaft in Guinea heraus erzählt.

Durand stand mit seiner Schöpfung eines „afrikanischen“ Romans in seiner Zeit nicht alleine. Delavignette und Demaison arbeiteten mit ähnlichen stilistischen Mitteln – wie Mündlichkeit, metaphorischer Sprache, Verwendung von Ausdrücken und Redewendungen aus afrikanischen Sprachen – wie sie in der afrikanischen Literaturwissenschaft ab den 1960er Jahren als Charakteristika „afrikanischer“ Literatur beschrieben wurden.

Tatsächlich wirft die Lektüre dieser Romane und der zeitgenössischen Literaturkritik ein interessantes Licht auf die Genese des Attributs „afrikanisch“. „Afrikanische“ Autoren und „afrikanische“ Romane waren in der französischen kolonialen Presse und Literaturkritik Autoren und Romane, die über dieses lokale Wissen – bzw. das, was als solches autorisiert und rezipiert wurde – verfügten und es vermittelten. Das Attribut „afrikanisch“ wurde für französische Literatur über Afrika mit einer solchen Selbstverständlichkeit verwendet, dass es aus heutiger Sicht verwirrend ist, zum Beispiel bei Lebel über „afrikanische Autoren“ zu lesen, oder von André Demaisons Roman „Diato“ als „eine[r] rein indigene[n] Geschichte, aus indigener Perspektive“ zu lesen (Lebel 1931: 140ff.).

Ein afrikanischer Bauer, ein französischer Gouverneur und ein Pflug

Wie zeichnet sich im Roman der Übergang von kolonialem Diskurs hin zum Entwicklungsdiskurs ab, beziehungsweise wie überlappen sich die beiden Diskurse? Téné repräsentiert das koloniale Subjekt, die Kolonialmacht wird durch den *gouverneur* repräsentiert. Dieser tritt nicht als Protagonist der Romanhandlung auf, sondern als Akteur, der die erzählte Geschichte von einer Position aus in Gang setzt und lenkt, die gleichzeitig innerhalb und außerhalb der Handlung angesiedelt ist. Tatsächlich hat der Roman nicht einen Helden, sondern zwei: einen fiktionalen und einen historischen. Während Téné innerhalb der Erzählung agiert und seinen Kampf für soziale und wirtschaftliche Transformation führt, wird sein Agieren von einer der Romanhandlung vorgelagerten Instanz aus in Gang gesetzt:

“Er [Téné] war ungefähr achtzehn als ein Gouverneur nach Conakry kam, der die Schwarzen mochte und es verstand, zu ihnen zu sprechen. Nachdem er lange durch das Land gereist und es studiert hatte, verstand er, dass Guineas Zukunft einzig in seinem Boden lag und dass das Land der Fula, auf dem soviel Vieh lebte, von nun an reich sein musste. Außerdem hatte er beschlossen, dass die Rinder künftig wie ihre Brüder

in Frankreich arbeiten würden, die sich die Toubabs¹⁵ mit geduldigem Willen untertan gemacht hatten; sie würden den Pflug ziehen [...]“ (*Terre noire*, 32f.)¹⁶

Mit diesem *gouverneur* schreibt Durand den Gouverneur Jean Louis George Poiret in die Erzählung ein und transformiert die während seiner Funktionsperiode (1916-1929) begonnene Politik, Pflüge zur Steigerung des landwirtschaftlichen Ertrags in Guinea einzuführen, in eine fiktionale Erzählung. Durand selbst hat als leitender Beamter auf Bezirksebene diese Politik mitumgesetzt und -verwaltet.

Dieses Verhältnis – koloniales Subjekt und Kolonialmacht – wird im Roman um ein drittes Element erweitert, den Pflug. Denn im Mittelpunkt der Erzählung stehen weder der Bauer noch der Gouverneur, im eigentlichen Zentrum steht der Pflug. Er ist das zentrale Symbol, um das herum sich die Narration entspinnt und dem sie Sinn und Bedeutung verleiht. So wie Gouverneur Poiret in zeitgenössischen Texten als „père de la charrue africaine“ – als Vater des afrikanischen Pflugs - bezeichnet wurde (Delavignette 1946: 202, Robequain 1937: 576), bezeichnete Durands Zeitgenosse Robert Delavignette in *Service africain* – einem Grundlagentext für den Dienst in der Kolonialverwaltung – *Terre noire* als „den Roman des afrikanischen Pflugs“ (1946: 202) und empfahl ihn so angehenden Kolonialbeamten zur Lektüre.

Was die Kolonialmacht – repräsentiert durch den Gouverneur – dem kolonialen Subjekt primär gibt, sind nicht länger (nur) immaterielle Werte und „Kultur“, wie im Diskurs über die *mission civilisatrice*, den der Entwicklungsdiskurs in seiner legitimierenden Funktion beerbt und ablöst

¹⁵ Ein im frankophonen Westafrika verbreiteter umgangssprachlicher Ausdruck für die Weißen.

¹⁶ “Il [Téné] avait dix-huit ans environ quand un gouverneur, qui aimait les Noirs et savait leur parler, vint à Conakry. Après avoir longuement parcouru et étudié le pays, ce gouverneur avait compris que l’avenir de la Guinée était uniquement dans sa terre et que le pays des Foulahs, où vivait tant de bétail, devait être riche désormais. Aussi avait-il décidé que les bœufs travailleraient comme leurs frères de France, asservis depuis si longtemps par la patiente volonté des Toubabs; ils tireraient la charrue [...]”

(vgl. Dufour 2010 und 2014). Sie „gibt“ dem Kolonisierten eine Technologie in die Hand, eine Maschine, ein Gerät und das Wissen, es zu bedienen. Der Pflug – im Text an mehreren Stellen schlicht als *la machine*/die Maschine bezeichnet – ist das Mittel und Vehikel, mit dem sich das kolonisierte Subjekt sowohl die materiellen als auch die immateriellen Werte selbst schaffen kann. *Terre noire* stellt insofern eine idealtypische, literarische Umsetzung eines „Hilfe-zur-Selbsthilfe“-Narrativs dar.

Gleichzeitig bleibt der Pflug als Symbol Zeichen einer kulturellen Überlegenheit der Weißen. Denn in der Erzählung, die Durand ihm schafft, hat er über seine Funktion als landwirtschaftliches Gerät hinaus eine Fülle an narrativen und symbolischen Funktionen. Er fungiert als Stellvertreter und Symbol eines bäuerlichen Standesbewusstseins, er symbolisiert eine kapitalisierte Landwirtschaft, die auf privatem (männlichen) Besitz an Grund und Boden und Überschussproduktion für den Markt aufbaut, und – indem er den Unfreien als Vehikel dienen soll, sich aus feudaler Herrschaft zu befreien – verkörpert er im Text Werte der französischen Revolution. Kurzum, es ist eine recht abenteuerliche Mischung aus Bedeutungen, mit denen Durand sein fiktionales Ochsespann belädt, und es ist nicht klar zu sagen, wer wen führt. Führt der afrikanische Bauer den Pflug, wird er vom Pflug zu einer höheren Stufe wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung geführt? Oder ist es die Kolonialregierung, die als „Geber“ den afrikanischen Bauern am Ochsespann dorthin führt?

Emanzipation durch koloniale Herrschaft

Wie funktioniert ein „Hilfe zur Selbsthilfe“-Narrativ im Kontext kolonialer Ideologie und Herrschaft? Was verrät uns Durands Roman darüber? *Terre noire* verknüpft zwei Diskursstränge miteinander, einen Diskurs über Technologie – symbolisiert durch den Pflug – und einen Diskurs über Emanzipation. Diese beiden werden kausal so miteinander verbunden, dass der Technologie-Diskurs dem Emanzipationsdiskurs übergeordnet ist: Technologie führt zu Emanzipation, nicht umgekehrt. Eine Technik zu

beherrschen, über die Mittel und das Wissen zu verfügen, sie einzusetzen, führt zu politischer Emanzipation. Die Art und Weise, wie die Erzählung organisiert ist, lässt keine Umkehrung zu. Sie schließt die Möglichkeit aus, eine andere Kausalität zu denken – in der zum Beispiel politische Emanzipation eine Voraussetzung dafür ist, dass sich eine Gemeinschaft eine Technologie aneignet und sie in ihrem Interesse effektiv einsetzt. Interessant ist, wie der Roman diese Diskurse narrativ inszeniert und sie mit einem dritten Diskurs – dem Diskurs über die kulturelle Überlegenheit Frankreichs – verschränkt und so letztlich beide nutzt, um koloniale Herrschaft zu legitimieren.

Diesen Mechanismus möchte ich anhand einer Schlüsselszene zu Beginn des Romans aufzeigen: Die Älteren haben ein Palaver einberufen, um die Einführung einer neuen Steuer durch die Kolonialregierung anzukündigen und die Steuerlast der Gruppe der Unfreien aufzuerlegen. Während des Palavers ergreift Téné das Wort, lehnt sich gegen die Älteren auf und gibt dem Palaver so eine unerwartete Wende. Er beschuldigt die Älteren, die Bauern auszubeuten und die Steuerforderungen der Kolonialregierung zu ihren Gunsten zu manipulieren.

„Ja, wir sind es müde, so viele Geldstücke herzugeben, dass wir nicht mehr wissen, wie viele; müde, an eurer Stelle für den Krieg rekrutiert zu werden; müde zu hören, wie ihr den Bart unseres Vaters und den Bauch unserer Mutter beleidigt. Wir sind nicht mehr eure Gefangenen, und uns quält die Sehnsucht nach Frieden...

Und dieses Wort, müde, kam ohne Unterlass aus seinem Mund, schmerzlich und unerbittlich; er gab der Erschöpfung und Verzweiflung der Menschen Worte. [...] Téné forderte die Älteren heraus, die von diesem Ausbruch verblüfft waren. [...] Zum ersten Mal erhob ein befreiter Leibeigener die Stimme und klagte an.“ (*Terre noire*, 66f.)¹⁷

¹⁷ „Oui, nous sommes fatigués de donner tant de pièces d’argent qu’on n’en connaît plus le nombre; fatigués d’aller *faire tirailleur* à votre place; fatigués d’entendre insulter la barbe

Durand stellt so eine Revolte an den Beginn des Entwicklungsnarrativs und inszeniert diese erzählerisch durch eine Akkumulation von Stimmen und Bewegung. In den Konflikt sind drei Gruppen involviert – die Fulbe-Älteren, die jungen Fulbe und die versklavten Malinké, sämtlich Männer. Die Gruppe der Leibeigenen unterstützt Ténés Worte durch Zurufe und Beifall, die Szene kulminiert in einen Akt der Rebellion, als die Leibeigenen kollektiv das Treffen verlassen.

„Die Leibeigenen hatten sich erhoben. Im Bewusstsein einer von ihnen bislang nicht erkannten Kraft wagten sie nun, den überwältigten und stummen Älteren in die Augen zu schauen. Einige der jungen Fulbe schlossen sich ihnen an. [...] Und die Gruppe verließ die Versammlung, in einem großen Tumult aus Worten, freundschaftlichem Auf-die-Schulter-Klopfen und Gelächter.“¹⁸ (*Terre noire*, 73f.)

Durand rahmt den sozialen Konflikt in Bilder und Analogien, die das Gedächtnis an die Französische Revolution von 1789 wachrufen. Dies geschieht sowohl inhaltlich als auch narrativ. Inhaltlich konstruiert er die Versammlung analog zur Auflehnung des Dritten Standes gegen die Stände des Adels und der Geistlichkeit in der französischen Nationalversammlung. So wie der historische Auslöser dafür die Steuererhöhungen durch das Königshaus waren, so stehen auch in der Romanszene Steuerforderungen am Beginn des Aufstandes. Narrativ wird die Analogie durch die Wortwahl verstärkt: Was als *palabre* (*Terre noire*, 49) beginnt, wandelt sich zur *assemblée* (*Terre noire*, 74). Mittels Ténés Rede bedient der Autor sprachliche Register und Traditionen aus dem kollektiven Gedächtnis und Imaginären der

de notre père et le ventre de notre mère. Nous ne sommes plus vos captifs et le désir de paix nous tourmente...

Et ce mot, fatigués, revenait sans cesse dans sa bouche, douloureux et inexorable; il disait la lassitude et le désarroi de ces hommes. [...] Téné bravait les anciens, stupéfaits d'un pareil éclat. [...] Pour la première fois, un serviteur libéré élevait la voix et accusait."

¹⁸ "Les serviteurs s'étaient levés. Conscients de leur force jusqu'alors ignorée, ils osaient maintenant toiser les vieux, accablés et muets. Quelques jeunes Foulahs se joignirent à eux. [...] Et le groupe quitta l'assemblée, dans un grand tumulte de paroles, de tapes amicales et de rires."

Französischen Revolution. Damit schließt sein Entwicklungsnarrativ an den Diskurs der *mission civilisatrice* an – die nicht zuletzt darin bestand, die Werte der Französischen Revolution universal zu verbreiten – mit dem Frankreich als Kolonialmacht bis ins 20. Jahrhundert hinein ihre Eroberungen legitimierte (vgl. Conklin 1997: 11-37). In der Fortsetzung von Ténés Rede zeigt sich, wie der Diskurs von der *mission civilisatrice*, aufbauend auf den Werten der Französischen Revolution, vom technisch-technologischen Entwicklungsdiskurs abgelöst und überlagert, und dieser wiederum mit dem kolonialen Diskurs verknüpft wird:

„Ihr [die Älteren] habt das Land verdorben. Die Weißen lieben das Land wie ihr. Ihr Kopf arbeitet besser als eurer. Sie wissen, dass unsere Arme zu schwach sind, um gute Ernten heranzuziehen. Ihr, ihr zieht es vor, eure Knechte auf euren Feldern scharren zu lassen, Allahu! Damit beschmutzt ihr euch nicht die Hände. Die Weißen haben ein großes Herz! Sie sagen, dass das Rind besser arbeitet als der Mensch: sie sagen auch, dass es bald keine Leibeigenen mehr im Land geben wird, wo ihr vor Hunger sterben werdet, die Haut von euren spitzen Knochen durchbohrt.“ (*Terre noire*, 67)¹⁹

In dieser Passage verschiebt sich der emanzipatorische Diskurs, der an die Französische Revolution anknüpft, zweifach. Zum einen werden die „Älteren“ diskursiv in ihrer Position von den „Weißen“ abgelöst, eingeleitet mit den Worten: „Die Weißen lieben das Land wie ihr.“ Innerhalb des emanzipatorischen Diskurses markiert dies einen Bruch. Der Logik des emanzipatorischen Diskurses folgend, müsste das revoltierende Subjekt an die Stelle des Subjekts treten, gegen das es sich auflehnt, und seine Position übernehmen. Doch im Text ersetzt Téné das Subjekt in der Machtposition

¹⁹ “Vous [the elders] avez gâté le pays. Les Blancs aiment la terre comme vous. Leur tête travaille plus que la vôtre. Ils savent que nos bras sont trop faibles pour faire pousser de bonnes récoltes. Vous préférez, vous, faire gratter vos champs par vos serviteurs, Allaou ! cela n’abîme pas vos mains. Les Blancs ont le cœur large ! Ils disent que le bœuf travaille mieux que l’homme: ils disent aussi que bientôt il n’y aura plus de serfs dans le pays où vous mourrez de faim, les os pointus crevant votre peau.”

durch ein anderes. Gleichzeitig macht der Text die Weißen zu den eigentlichen Urhebern des emanzipatorischen Diskurses, wenn es heißt „Sie sagen auch, dass es bald keine Leibeigenen mehr geben wird [...]“. Diese Verschiebung lässt sich noch dem Diskurs der *mission civilisatrice* zuordnen. Darüber schiebt sich nun der Diskursstrang von Entwicklung – verstanden als Steigerung der Produktivität und Verbesserung der Lebensbedingungen durch technischen Fortschritt – verkörpert durch den Pflug. Im weiteren Verlauf der Rede dominiert der Pflug als Thema über das Thema von Unterdrückung und Emanzipation. Was sich als eine in eine westafrikanische, ländliche Gesellschaft projizierte Version der Französischen Revolution anließ, mündet in eine Erzählung von wirtschaftlicher Entwicklung durch technischen Fortschritt. Durand nutzt den emanzipatorischen Diskurs, um den Diskurs wirtschaftlicher Entwicklung einzubringen und zu verstärken.

Rückschreitender Fortschritt

Das zentrale Thema in *Terre noire* scheint Wandel, Veränderung zu sein. Der Roman gibt sich als eine Erzählung von technologischem Fortschritt und gesellschaftlicher Emanzipation. Tatsächlich jedoch gelang es Durand, eine Erzählung von Veränderung zu schaffen, an deren Ende sich weniger verändert hat, als es den Anschein hat. Was als groß angekündigte Transformation begann, mündet in eine Vision von einer ländlichen Gemeinschaft, in der sämtliche Komponenten weiterhin existieren, die das Entwicklungsnarrativ zu verändern versprach. Interessant ist dabei, wie sehr die Erzählung den Eindruck von Veränderung zu erzeugen vermag, zugleich aber die gesellschaftlichen und ökonomischen Strukturen erzählerisch bewahrt, konserviert, sie heimlich in das Entwicklungsnarrativ „hinüberrettet“. Die gesellschaftliche Utopie, in die die Erzählung mündet, liest sich in Anbetracht des revolutionären Aufbruchs des „Dritten Standes“ der ehemals unfreien Bauern recht beschaulich:

“Gute Ernten hatten den Wohlstand der Bauern von Oré-Djima weiter vergrößert. Eine neu gebaute Straße ermöglichte es den Händlern, mit Motorfahrzeugen bis ins Dorf zu kommen und das Getreide zu kaufen. Das einheimische Handwerk hatte sich mit dem Reichtum der Bauern entwickelt: Schuster, Goldschmiede und Schneider arbeiteten ohne Unterlass. In den Höfen erzeugten Weber aus der Baumwolle, die rund um die Hütten geerntet wurde, robuste Stoffe. Ein Schreiner stellte die Räder für die leichten Karren her, mit denen man bis zu den Feldern fuhr. Zwei Schmiede, die sich auf die Reparatur von Pflügen spezialisiert hatten, fertigten Ketten, Jochringe, Bolzen, schliffen die Pflugmesser, wetzten die Pflugscharen und Sensen. Das Land hatte sich wirklich verändert.” (*Terre noire*, 169)²⁰

Was Durand hier zeichnet, ist das Bild einer ahistorischen, ländlichen Idylle. Sie ist gleichsam aus der Zeit und der Geschichte herausgefallen, in die sie der faktenorientierte, informierte, an Ökonomie interessierte Kolonialautor, den die Gesellschaft von Kolonialautoren als Idealtypus propagierte, hineinschreiben sollte. Einziger Hinweis auf die Moderne sind die neu gebaute Straße, die Motorfahrzeuge und die Händler, die das Getreide kaufen, doch sind sämtliche Spuren getilgt, die auf die Präsenz kolonialer Interessen und Kontrolle in dieser Moderne verweisen. Wer baute die Straße? Wer sind die Händler, wohin liefern sie das Getreide? Die Praktiken und Interessen, die sich mit den Ansätzen einer kolonialen Entwicklungspolitik in Westafrika verbanden – Zwangsrekrutierung für den Bau von Straßen, die Anbindung an die Märkte der Metropole und das

²⁰ “De belles récoltes avaient encore enrichi les paysans d’Oré-Djima. Une route nouvellement créée permettait aux commerçants de venir en automobile acheter le grain jusque dans le village. L’artisanat indigène s’était développé avec la richesse des paysans: cordonniers, bijoutiers et tailleurs travaillaient sans arrêt. Dans les cours, les tisserands fabriquaient les étoffes solides avec le coton récolté autour des cases. Un menuisier préparait les roues des charrettes légères qui circulaient jusqu’aux champs. Deux forgerons spécialisés dans la réparation des charrues préparaient des chaînes, des anneaux de joug, des boulons, affûtaient les coutres, aiguisaient les socs et les faux. Vraiment le pays s’était transformé.”

Interesse Frankreichs an einer Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion in Westafrika, um seinen Bedarf an Ölen und Rohstoffen zu decken (vgl. Conklin 1997: 212-245; Coquery-Vidrovitch 1992) – sind erzählerisch wegretuschiert. Während der Roman eine typische Modernisierungsgeschichte erzählt – Steigerung der Produktivität und Verbesserung des Lebensstandards durch technischen Fortschritt – mündet er in eine anti-moderne und ahistorische Vision einer ländlichen Gemeinschaft. Die koloniale Ökonomie ist symbolisch einzig in der Straße und den Motorfahrzeugen repräsentiert und zugleich verdeckt.

Verdeckt präsent bleibt auch die feudale Ordnung. Wie schon aufgezeigt, konstruiert Durand analog zu den drei Ständen der französischen Revolutionsgeschichte drei gesellschaftliche Gruppen – die Fulbe-Älteren, die jungen Fulbe und die versklavten Malinké, ausschließlich Männer. Ténés Status liegt dazwischen. Als Unfreier geboren, erhielt er nach dem Tod seines Vaters den Status eines freien Mannes. Die Gruppe der Unfreien betrachtet ihn als einen der ihren, er nimmt eine Führungsposition ein und wird als Verkörperung einer gesellschaftlichen Gruppe im Übergang zu einem neuen Status und neuer Identität konstruiert. Durand gibt seiner Figur durch ihre Herkunft jedoch auch Wurzeln in der traditionellen Elite, gehörte sein Vater doch ebendieser an und war darüber hinaus Mitglied desselben Clans, zu dem auch Tierno Diallo, Ténés Hauptgegner, gehört. Zu Beginn der Erzählung verkörpert Tierno Diallo die Macht in der Gemeinschaft, doch im Verlauf der Erzählung verschiebt sich die Macht, sie wandert mehr und mehr zu Téné. Dessen Macht nimmt in dem Maß zu, wie die von Tierno Diallo abnimmt. Erst in der letzten, entscheidenden Konfrontation zwischen den beiden erfahren die LeserInnen jedoch, dass die beiden demselben Clan angehören. Während der Autor also zu Beginn die Erwartung erzeugt, der sich ankündigende Machtwechsel würde die gesellschaftliche Ordnung revoltieren, wird dies am Ende nicht eingelöst. Zum Schluss beschränkt sich der Machtwechsel auf eine patriarchale Vater-Sohn-Konstellation, wobei Durand die feudale Ordnung, die er zu Beginn durch seine Figur Téné so vehement angreift, unangetastet lässt.

Bestehen bleibt auch der Status der Unfreien, wenn auch unter geänderten geschlechtlichen Vorzeichen. Die gesellschaftliche Ordnung wird im Wesentlichen mittels dreier Dichotomien konstruiert – alt/jung, frei/unfrei, konservativ/fortschrittlich. Die Dichotomie zwischen den Geschlechtern ist Teil der Erzählung, sie wird jedoch außerhalb des zentralen Konflikts verortet. Das heißt, die drei Dichotomien, die das Entwicklungsnarrativ und die ihm zugeordneten Elemente „Emanzipation“ und „technischer Fortschritt“ strukturieren, werden nur unter Männern wirksam. Frauen sind im Narrativ durch den Prozess betroffen, sie nehmen aber nicht daran teil. Alle Akteure sind Männer. Entsprechend bleibt die Unterordnung von Frauen im Entwicklungsnarrativ auch bestehen. Interessant daran ist, dass Durand den Status der Unfreien, den seine Erzählung zu tilgen vorgegeben hat, in Frauenfiguren fortschreibt. In einer Szene bezeichnet Aïssata, Ténés Frau, sich selbst als seine *servante* (*Terre noire*, 159). Noch aufschlussreicher ist die Schlusszene, in der ein seiner Macht enthobener Tierno Diallo einen Reisenden mit den Worten begrüßt: „Setz dich! Die Dienerin bringt dir Kolanüsse und frisches Wasser“²¹ (*Terre noire*, 210). Der Status des *servant*²², dessen erfolgreiche Überwindung der Roman zelebriert, überlebt seine Abschaffung in der weiblichen Form *servante*. Der Emanzipationsprozess, den der Roman zu Beginn in einer Weise verspricht, als würde er die gesamte Gesellschaft angehen und verändern, basiert also auf einer geschlechtlichen Konstruktion von „Freiheit“. Die unveränderte Präsenz von Frauen im Status *servante* am Ende des Romans bleibt als ungelöster Widerspruch bestehen, ohne von der Erzählung als solcher anerkannt zu sein.

Dass diese Widersprüche nicht notwendigerweise aus einem kolonialen Entwicklungsnarrativ ausgeschlossen sein müssen, hatte wenige Jahre vor der Publikation von *Terre noire* Robert Delavignette mit dem Roman *Les paysans noirs* vorgeführt (siehe Kopf 2014: 347-350). *Les paysans noirs* erzählt in fiktionalisierter Form von einem Projekt landwirtschaftlicher

²¹ „Assieds-toi! La servante apportera des noix de kola et de l’eau fraîche.“

²² Der Roman verwendet die Begriffe *servant*, *serviteur* und *serf* synonym.

Industrialisierung im Verwaltungsbezirk Banfora, Burkina Faso, dem Delavignette als *commandant du cercle* von 1928 bis 1930 vorstand. 1928 nahm die *Compagnie française de la Côte d'Ivoire* dort eine Ölmühle zur Produktion von Erdnussöl in Betrieb, mit der die Intensivierung des exportorientierten Erdnussanbaus angestrebt wurde. Im Roman stellt dies den Kolonialbeamten, der zugleich Erzähler und Protagonist ist, vor scheinbar nicht zu bewältigende Aufgaben. Die Bezirksverwaltung hatte unter seinem Vorgänger eine jährliche Liefermenge von 6.000 Tonnen Erdnüssen vereinbart und die lokale Elite der Dioula dazu verpflichtet, diese Menge von den Bauern einzubringen. Daraufhin wurde auf den Vorgänger ein Anschlag verübt, die Bauern sehen sich außerstande, der Forderung nachzukommen. Auch Delavignette entwickelt seine Erzählung aus einer Revolte heraus, die sich allerdings – anders als vier Jahre später bei Durand – direkt gegen den Repräsentanten der Kolonialregierung richtet. Der französische Verwalter, der neu in die Region kommt, findet über Kommunikation mit den Bauern Wege, wie sie die Steigerung der Produktion bewerkstelligen können und verhandelt mit den Abnehmern einen Preis für die Erdnüsse, der auch den Bauern einen Gewinn aus der Überschussproduktion ermöglicht. Im Roman nimmt der Kolonialbeamte sowohl auf narrativer als auch auf der Handlungsebene eine Reihe von Funktionen ein. Er initiiert und lenkt das Geschehen, kommentiert und reflektiert es, sieht vorher und vermittelt zwischen den antagonistischen sozialen Gruppen und Akteuren. Durch seine Politik, die Bauern – Männer und Frauen – mit ihren Interessen und Bedürfnissen zu integrieren, bringt er einen Transformationsprozess in Gang, der sowohl zwischen Weißen und Schwarzen, zwischen Handel und Verwaltung, Industrie und bäuerlicher Produktion, sowie zwischen den Generationen und Geschlechtern eine zumindest temporäre Balance bewirkt. Voraussetzung dafür ist, dass er die lokale Elite umgeht und in direkte Kommunikation mit den Bauern tritt. Wie der Pflug bei Durand fungiert die „Maschine“ – in diesem Fall die Ölmühle – als Katalysator für sozialen und ökonomischen Wandel, an dessen Ende eine Steigerung der Produktivität und eine Verbesserung der Lebensbedingungen stehen.

Der Roman entwirft eine Vision, wie westafrikanische Bauern – Männer und Frauen – effektiv, wie bescheiden auch immer, von der kolonialen Ökonomie profitieren könnten. Im Unterschied zu Durand schließt Delavignettes Entwicklungsnarrativ die Widersprüche, die Bedingungen des von Frankreichs kontrollierten Markts, die Zwangsmaßnahmen, die er selbst als Kolonialbeamter – zum Beispiel im Straßenbau – umsetzte, nicht aus, sondern ein. Durands Roman – obwohl er die in Delavignettes Erzählung angelegte Emanzipation afrikanischer Bauern scheinbar weiterentwickelt, indem er seinen Roman aus der Perspektive eines afrikanischen Bauern erzählt – stellt also auch in dieser Hinsicht einen „rückschrittlichen Fortschritt“ dar. Märchenhaft bleiben beide Romane in der erzählerischen Auflösung des Dilemmas, das sie zuvor entwarfen, und auch Delavignettes fiktionale Version einer – in gegenwärtiger Terminologie – *best practice* ländlicher Entwicklung hielt dem Realen nicht Stand. Die Ölmühle in Banfora, die der Erzählung Modell stand, wurde 1933, fünf Jahre nach ihrer Inbetriebnahme, aufgrund des Verfalls des Erdnusspreises infolge der Weltwirtschaftskrise wieder geschlossen (Mandé 2012: 105f).

Schlussfolgerungen

Der Diskurs über Entwicklung in Afrika, der sich in den kolonialen Metropolen Europas nach dem Ersten Weltkrieg formierte, wurde nicht nur auf den Ebenen von Regierungspolitik und den Institutionen kolonialer Verwaltung geführt, sondern auch im Feld der kulturellen Produktion. *Terre noire* von Oswald Durand und *Les paysans noirs* von Robert Delavignette, mit denen sich dieser Artikel in unterschiedlicher Gewichtung beschäftigt, sind beispielhaft dafür, wie Angehörige der Kolonialverwaltung die Maßnahmen kolonialer Entwicklung umsetzten, die Form des Romans nutzten, um ihre Ideen und Erfahrungen zu reflektieren und mit einem größeren Publikum zu teilen. Die literarische Form ermöglicht so Einblicke in die Mentalitäten, die koloniale Entwicklungspolitiken formten. Vor allem

an *Terre noire* lässt sich analytisch die Wende vom Diskurs der *mission civilisatrice* zum Diskurs über Entwicklung in seiner legitimierenden Funktion für die koloniale Herrschaft Frankreichs in Afrika gut nachvollziehen, wie sie sich in jenem Zeitraum vollzog. Diese Arbeit ließe sich weiterführen, indem weitere Texte, die die Gesellschaft von Kolonialautoren in den 1930er Jahren förderte, unter dem Blickpunkt gelesen werden, wie sich zeitgenössisches Entwicklungsdenken darin äußerte – etwa die autobiographische Erzählung *Les heures d'Abéché* (1935) von Paul Fabre, der als junger Lehrer in Abéché, im heutigen Tschad, unterrichtete, oder die Reiseerzählungen von Maurice Martin du Gard, der 1934 den Preis für Kolonalliteratur erhielt.

Europäische Kolonialromane und Erzählliteratur aus der Zwischenkriegszeit in Bezug auf die Geschichte von Entwicklung in Afrika zu lesen, entpuppte sich als lohnende Erfahrung. Überraschend war, dort Zeugnisse eines Engagements zu finden, das den Überzeugungen und dem Engagement, das in Narrativen aus dem Kontext gegenwärtiger Entwicklungszusammenarbeit Ausdruck findet, verblüffend ähnelt. Wie zu erwarten, ist in Romanen von Kolonialbeamten der Zwischenkriegszeit Paternalismus und weißes Überlegenheitsdenken zu finden. Weniger zu erwarten ist, dort ein Nachdenken darüber zu finden, was mit heutigen Begriffen als „nachhaltige Entwicklung“ und „fairer Handel“ bezeichnet werden würde. Dies ist etwa der Fall in Robert Delavignettes *Les paysans noirs*. Ähnlich entwirft Oswald Durands Roman *Terre noire* ein Konzept von Entwicklung, das Parallelen zu späteren Konzepten von „Hilfe zur Selbsthilfe“ aufweist. Auch klingen die Prämissen, die koloniale Medien der Zwischenkriegszeit für eine – in gegenwärtiger Terminologie – „kritische Afrikaberichterstattung“ formulierten, erstaunlich vertraut. In der Debatte über Kolonialliteratur, wie sie im Frankreich der Zwischenkriegszeit geführt wurde, findet sich der Ausdruck eines literarischen und publizistischen Engagements, das in der kritischen Rezeption von Literatur und Kunst aus und über Afrika bis heute ungebrochen anhält. Zusammengefasst ist es das in seiner Wiederholung beinahe selbst schon wieder stereotype Anliegen,

Afrikadarstellungen in Europa von gängigen Stereotypen zu befreien. LeserInnen in Europa sollten mit dem modernen Afrika vertraut werden, seine gesellschaftlichen und ökonomischen Transformationen wahrnehmen und in ihren stereotypen Ansichten von einem exotischen, archaischen Kontinent erschüttert werden. Im Diskurs über Kolonialliteratur in der Zwischenkriegszeit finden sich ganz ähnliche Positionen, und sie wurden von überzeugten Kolonialisten – und nicht etwa von GegnerInnen des Kolonialismus – formuliert.

Bibliographie

- Ashforth, Adam (1990): *The Politics of Official Discourse in Twentieth-Century South Africa*. Oxford: Clarendon Press.
- Büschel, Hubertus (2014): *Hilfe zur Selbsthilfe: Deutsche Entwicklungsarbeit in Afrika 1960-1975*. Frankfurt/New York: Campus.
- Conklin, Alice L. (1997): *A mission to civilize: the republican idea of empire in France and West Africa, 1895-1930*. Stanford: Stanford University Press.
- Coquery-Vidrovitch, Catherine (1992): *La politique économique coloniale*. In: Coquery-Vidrovitch, Catherine / Goerg, Odile (eds.): *L'Afrique occidentale au temps des français: colonisateurs et colonisés (c. 1860-1960)*. Paris: Éd. La Découverte, 105-140.
- Dacher, Michèle (2003): *Une épopée gouin: Les paysans noirs à Banfora aujourd'hui*. In: Mouralis, Bernard / Piriou, Anne (eds.): *Robert Delavignette: savant et politique*. Paris: Karthala, 29-60.
- Delavignette, Robert (1931): *Les paysans noirs: récit soudanais en douze mois*. Paris: Stock.
- Delavignette, Robert (2011 [1931]): *Les paysans noirs*. Hg. v. János Riesz. Sainte-Etienne : Publications de l'Université de Sainte-Étienne.
- Delavignette, Robert (1946): *Service africain*. Paris: Gallimard.
- Doze, Martial (1935): *Les Géorgiques Peulhes*. In: *La Vie*, 1 Juin 1935: 171-172.
- Dufour, Françoise (2010): *De l'idéologie coloniale à celle du développement: une analyse du discours France-Afrique*. Paris: L'Harmattan.
- Dufour, Françoise (2014): *The Notion of 'développement' in French Colonial Discourses: Changes in Discursive Practices and Their Social Implications*. In: Hodge, Joseph M. / Hödl, Gerald / Kopf, Martina (eds.): *Developing Africa: Concepts and Practices in Twentieth Century Colonialism*. Manchester: Manchester University Press, 322-340.
- Durand, Oswald (1929): *Mœurs et institutions d'une famille peule du cercle de Pita*. In: *Bulletin du Comité d'études historiques et scientifiques de l'A.O.F.* 12: 1-85.

- Durand, Oswald (1932): Les industries locales au Foutah. In: Bulletin du Comité d'études historiques et scientifiques de l'A.O.F.: 42-71.
- Durand, Oswald (1945 [1935]): Terre noire. Paris: Fournier.
- Fanoudh-Siefer, Léon (1968): Le mythe du nègre et de l'Afrique noire dans la littérature française. Paris: Klincksieck.
- Fabre, Paul (1935) Les heures d'Abéché. Marseille: Les Cahiers du Sud.
- Hodge, Joseph M. / Hödl, Gerald (2014): Introduction. In: Hodge, Joseph M. / Hödl, Gerald / Kopf, Martina (eds.): Developing Africa: Concepts and Practices in Twentieth Century Colonialism. Manchester: Manchester University Press, 1-34.
- Huxley, Elspeth (1949): The Sorcerer's Apprentice: A Journey Through East Africa. London: Chatto & Windus.
- Kopf, Martina (2014): Developing Africa in the Colonial Imagination: development Discourse and European and African Narrative Writing of the Interwar Period. In: Hodge, Joseph M. / Hödl, Gerald / Kopf, Martina (eds.): Developing Africa: Concepts and Practices in Twentieth Century Colonialism. Manchester: Manchester University Press, 341-366.
- Lebel, Roland (1925): L'Afrique occidentale dans la littérature française (depuis 1870). Paris: Larose.
- Lebel, Roland (1931): Histoire de la littérature coloniale en France. Paris: Librairie Larose.
- Leblond, Marius-Ary (1926a): À quoi doit servir la littérature coloniale: La Société des Écrivains Coloniaux. In: Monde Colonial Illustré, Avril 1926: 95.
- Leblond, Marius-Ary (1926b): Après l'exotisme de Loti. Le roman colonial. Paris: Vald-Rasmussen.
- Leblond, Marius-Ary (1932): Le Grand Prix de Littérature Coloniale. In: La Vie, 1 Juin 1932: 175.
- Lüsebrink, Hans-Jürgen (2003): La conquête de l'espace public colonial: Prises de parole et formes de participation d'écrivains et d'intellectuels africains dans la presse à l'époque coloniale (1900-1960). Frankfurt/Main, London: IKO.
- Mandé, Issiaka (ed., 2012): Le Burkina Faso contemporain: racines du présent et enjeux nouveaux. Paris: L'Harmattan.
- Martin du Gard, Maurice (1931): Courrier d'Afrique. Sénégal – Soudan – Guinée. Paris: Flammarion.
- Mille, Pierre (2002): Barnavaux aux colonies. Hg. v. Jenifer Yee. Paris: L'Harmattan.
- Moura, Jean-Marc (1999): Littérature coloniale et exotisme. Examen d'une opposition de la théorie littéraire coloniale. In: Durand, Jean-François (ed.): Regards sur les littératures coloniales. Vol. 1. Paris: L'Harmattan, 21-39.
- Mouralis, Bernard (1984): Littérature et développement: essai sur le statut, la fonction et la représentation de la littérature négro-africaine d'expression française. Paris: Silex.
- Mouralis, Bernard (1999): L'écriture, le réel et l'action: le cas de Georges Hardy dans Ergaste ou la vocation colonial. In Durand, Jean-François (ed.): Regards sur les littératures coloniales. Vol. 1. Paris: L'Harmattan, 63-84.
- Pujarniscle, Eugène (1931): Philoxène ou la littérature coloniale. Paris: Firmin Didot.
- Riesz, Janos (2007): De la littérature coloniale à la littérature africaine: Prétextes, contextes, intertextes. Paris: Karthala.

- Robequain, Charles (1937): A travers le Fouta Djallon. In: *Revue de géographie alpine* 25/4: 545-581.
- Said, Edward W. (1979): *Orientalism*. New York: Vintage Books.
- Spivak, Gayatri C. (1986): Three Women's Texts and a Critique of Imperialism. In: Gates, Henry Louis Jr. (ed.): *"Race", Writing, and Difference*. Chicago: University of Chicago Press, 262-280.
- Steins, Martin (1972): *Das Bild des Schwarzen in der europäischen Kolonialliteratur 1870-1918: Ein Beitrag zur literarischen Imagologie*. Frankfurt am Main: Thesen Verlag.
- Weber, Jacques (ed., 2005): *Littérature et Histoire colonial*. Paris: Les Indes savants.